

Wer nichts wagt, darf nichts hoffen

Was weiß die Welt von Rudolstadt? Zu wenig. So auch der Reporter, vor 17 Jahren. Unbekannt war uns Schillers dortiger Glückssommer 1788, seine Arbeit am *Geisterseher*, sein voreheliches Schwanken zwischen den Schwestern Caroline von Beulwitz und Charlotte von Lengefeld. Wir suchten 1994 die typische Provinz für ein Thüringer Sittenbild. Der Berliner Dichter, Romancier und Komödiant Steffen Mensching (*Jacobs Leiter*, *Allerletztes aus der DaDaEr*) empfahl uns das Hauptstädtchen der Fürsten von Schwarzburg-Rudolstadt als Exempel der kleinteiligen Thüringer Welt.

Wir reisten ins Saaleetal. Wir fanden ein reizend betagtes Ackerbürger-Metropolchen, überthront vom Barockschloss Heidecksburg. Unter dessen Mauern breitete sich jene Idylle, die am 24. April 1788 Charlottes Brief an Schiller beschrieben hatte. Hinter Stadt und Fluß »erheben sich Berge, an deren Fuß liebliche Fruchtfelder sich ziehen, und die Gipfel mit dunklen holze bekränzt, gegen über an der andern seite der Saale schöne Wiesen, und die Aussicht in ein weites langes thal«. Wir erspürten winkelfrohen Stolz. Fürst Günther, der letzte Regent, war bereits 1918 abgetreten, stilvollerweise kinderlos. Sein Stadtvolk konservierte fürstbürgerliche Überlegenheitsgefühle, besonders gegenüber der proletarischen Nachbarstadt Saalfeld. Schillers Genius Loci adelt.

Freilich nicht alle »Rolscher«. Im Mai 1994 erlebten wir auch ein misstönendes Vertriebenentreffen und im Deutschen Krug ein Nazi-Rockkonzert, getarnt als Geburtstagsfete. Rudolstadts Kulturchefin Petra Rottschalk erbat unsere Wiederkunft zum ersten Juliwochenende. Da finde das Tanz- und Folkfest statt, Europas größtes Weltmusik-Festival. Wir kamen wieder, und dann jedes Jahr, wie Zigtausende TFF-Enthusiasten. Für drei Tage und zwei Nächte wird Rudolstadt alljährlich zum Mekka der Globalkultur.

Frisch bemalt und alt bewohnt. So erscheint die Stadt im Frühjahr 2011. Vom Rathausurm schlägt die Stunde. Höchst gemächlich bummelt reifes Volk, erkennt und begrüßt sich freudig, kommt vollends zum Stillstand und tauscht Kaskaden von Sprache. Der Rudolstädter spricht sich aus. Er erwirbt sein Marktgemüse, beehrt den Bratwurstmann und genießt ein Kaffchen in Brömls Konditorei. Neben im Hotel Adler hat 1817 selbstverständlich Goethe genächtigt. Alte deutsche Stufen knarren, Dielen seufzen, in labyrinthischen Gängen dämmert die Zeit – bis Petra Rottschalk klingelt und uns zum Wildgulasch mit Klößen führt.

Frau Rottschalk ist das Herz der hiesigen Kultur: eine Unentwegte, brennend. Rudolstadt drücken viele Sorgen der Ostens – Exitus der Industrie, Exodus der Jugend, schrumpfende Etats – doch die Stadt hat ein Theater. Das mit 260 Plätzen kleinste Stadttheater Thüringens, 1792 erbaut, ist geistiges Zentrum und Anker der Identität, Geschichtsschatulle und Spiegel der Gegenwart. Und in Gefahr, besonders das 1635 als Hofkapelle gegründete Orchester. Thüringens Duodez-Vergangenheit etablierte von Meiningen bis Altenburg Regierungssitze, mit Schlössern und Theatern zum residenzlichen Plaisir. Die DDR pflegte diesen Schatz. Der marktwirtschaftliche Staat ächzt unter den Kosten und baut ab. Rudolstadt verlor bereits Ballett und Oper. Seit 1995 belieferte man dafür im Tausch das 120 Kilometer entfernte Eisenach mit Schauspiel, bis sich Eisenach mit Meiningen verband. Rudolstadts heutiger Partner heißt Nordhausen. Das Land Thüringen hat mit allen Standorten Finanzierungsverträge bis 2012 abgeschlossen und evaluiert derzeit die Bühnenlandschaft. Das Zittern geht um, wengleich Kultusminister Christoph Matschie nicht als Abwickler gilt.

Letztlich entscheiden die örtlichen Träger, sagt Petra Rottschalk. Das Land ist Zuschussgeber. Matschie interessiert, was die Theater soziokulturell leisten. Da kommt Rudolstadt gut weg. Steffen Mensching hat daran großen Anteil.

Denn Mensching lebt hier. Der Berliner Dichter, der uns 1994 Rudolstadt empfahl, zog 2008 selbst her: als Intendant. In dramatischer Abstimmung berief der Theater-Aufsichtsrat einen großstädtischen Flammkopf, der nie eine Bühne geleitet hatte. Statt ängstlich Bestände zu sichern, ging Rudolstadt in die Offensive, gemäß Schiller in Wallensteins Lager: »Wer nichts wagt, der darf nichts hoffen.« Die Bedenken und ihre Überwindung verkörperte niemand wie die Landrätin Marion Philipp (SPD). Ihre Stimme entschied. Gott sei Dank, sagt sie heute. Unsere Region hat in den letzten Jahrzehnten so viel Intelligenz verloren. Zur DDR-Zeit waren wir 30 000 Einwohner, heute 24 000, das schrumpft weiter. Theater muss sein in dieser ausblutenden Region, und Mensching macht sehr gutes Theater. Die Auslastung ist prima, es wird nicht unnütz Geld ausgegeben, und die *Schicksalsinfonie* war die Krönung.

Wir sahen es – in Berlin, wo die Rudolstädter gastierten und das Gorki-Theater zum Jubeln brachten. Die *Schicksalsinfonie*, verfasst von Mensching und seinem Dramaturgen Michael Kliefert, behandelt das Drama des Theaters selbst. Ein Orchester spielt um sein Überleben. Eine Evaluierungskommission steht ins Haus. Welche Musik könnte die Scharfrichter gnädig stimmen? Welches Instrument wäre zur Abwicklung vorzuschlagen? Die Pauke? Ein paar Streicher? Die zarte Harfenistin hinter ihrem Eierschneider? Der Dirigent säuft. Dann wird's erschütternd ... Mensching lud den Thüringer Landtag nach Rudolstadt ein, auf dass die Botschaft an die Adres-

satoren käme. Die Parlamentarier machten Wandertag und fanden sich trefflich amüsiert. Die *Schicksalsinfonie* ist virtuose Hochkunst, Politsatire und Klamauf, vor allem eine Theaterkultur-Revolution. Das Stück vermählt Schauspiel und Orchester. Traditionell leben die Sparten in zwei Welten. Schauspieler sind fahrende Gesellen, Sinfoniker sesshafte Ensemblekünstler, zudem weit besser bezahlt. Mit Charme gewann Mensching viele Musiker – nicht alle – für das gemischte Projekt. Das erzählt uns beim Kaffee Oliver Weder, der Orchesterprinzipal. Weder stammt aus Frankfurt am Main und nahm einen weiten Weg. Sechs erfüllte Jahre lang war er Chefdirigent am Sankt Petersburger Marinski-Theater. Von der Nawa kam er 1997 an die Saale und verschmolz das Theaterorchester Rudolstadt und das Saalfelder Konzertorchester zu den Thüringer Sinfonikern.



Der Intendant des Landestheaters Rudolstadt, Steffen Mensching



Der Intendant und sein Kostümbildner tragen die Kostüme ins Theater



Die Momente vor dem Auftritt: Rudolstädter Lampenfieber

Personell war das ein Rückbau. Und für Weder? Ein Sturz in die Provinz?

Wir glauben ja alle, lächelt Weder, dass wir eigentlich zu den Berliner Philharmonikern gehören. Ich bekenne mich ausdrücklich dazu, dass wir hier für ein regionales Publikum arbeiten, für hiesige Bedürfnisse. Man schätzt uns, man grüßt uns auf der Straße, wir sind total vernetzt mit Musikschulen, der Kirchenmusik, Behinderteneinrichtungen, Kindergärten ...

Sind die Ansprüche geringer? Wir backen kleinere Brötchen, aber wir haben dieselbe Brahms-

Sinfonie zu spielen, die in Leipzig, Dresden, Frankfurt am Main erklingt, und zwar gut. Bei Hindemith und Schönberg müssen Sie eben auch mal einen Einführungsvortrag anbieten. Unsere Hörer sind sehr treu, die vertrauen uns, die kommen zu jedem Programm. Man ist hier nicht stargläubig und eventifiziert wie im Westen.

Und was geht gar nicht? Behutsam erwähnt der freundliche Weder die Ära des Siegfried-Wagner-Jüngers Peter Paul Pachl, gebürtig aus der Partnerstadt Bayreuth. Der wollte als Intendant anfangs der neunziger Jahre den Rudolstädtern das Regie-Musiktheater beibiegen, mit allen Tabubrüchen.

Nackte Frauen, die sich blutend in Glasscherben wälzen?

Das klingt gut! ruft Weder. So etwa sei das. Es gebe keine Mozart-Oper, die er nicht schon mit Naziuniformen inszeniert gesehen habe. Heute langweile ihn das. Aufgewachsen sei er mit Adornos Diktum, nach Auschwitz dürfe nichts mehr schön sei, höchstens gebrochen. Diese Dialektik gehe an den Lebensrealitäten jüngerer Generationen vorbei. Und man möge nicht Komponisten in Geiselhaft nehmen für eine Geschichte, die sie nicht zu verantworten haben. Dass Adolf, spricht Weder, sich Beethovens *Neunte* zu allen Festtagen gönnte, macht sie nicht unspielbar. Die Frische des Werks wird im Konzert überprüft.

Weders Handy ertitelt: Dunajewski, *Die Kinder des Kapitäns Grant*, sowjetische Filmmusik. Wir leisten Gewaltiges, und wir sind nicht teuer, sagt Weder zum Abschied. Ich bleibe, solange man mich lässt und meine Arbeit schätzt.

So, jetzt besuchen wir endlich Steffen Mensching. Auf dem Weg vom Café Brömel zum Theater passieren wir die tönernen Büsten hiesiger Historie: Friedrich Fröbel (Schöpfer des Kindergartens), Georg Heinrich Macheleid (Erfinder des Thüringer Porzellans), Katharina die Heldenmütige (ermordete 1547 beim Frühstück auf der Heidecksburg beinahe den Herzog von Alba; nachzulesen bei Schiller). Wir treffen den höchst lebendigen Dichter Matthias Biskupek, grienend gemahnt er uns an den 60. Jahrestag der Uraufführung von Herbert Roths *Rennteig* (*Ich wandre ja so gerne*). Mensching lobt er. Der spiele hier die vornehmste Tugend des Kabarettisten aus: sich mit dem Volk gemein zu machen und ihm doch zu widersprechen. Mensching trage die Stadt ins Theater und das Theater in die Stadt. Sogar am städtischen Apfelschäl-Wettbewerb habe er teilgenommen (2. Platz). Der kleine Kerl habe sich hingestellt und erklärt: Man sieht's mir ja an, ich gehöre zur Kleinkunst.

Volkstümlich Mensching? Das war nicht zu erwarten. Da sitzt er, zart, stabil und heiter, in seiner Intendantenkammer. Hinter ihm hängt ein kunterbuntes Gemälde, das bei der Auktion von Kunst behinderter Kinder übrig blieb. Eins stellt Mensching gleich klar: Zwar werde er nicht ewig bleiben, schon gar nicht, falls man ihm die Mittel kürze. Doch solange er hier sei, lasse er sich zur Gänze auf Rudolstadt ein.

Das Mensching-Repertoire ist weit gespannt, von einer kapriziösen *Maria Stuart* über Wannie de Wijns

Sterbehilfe-Stück *Der gute Tod* bis zu *Pension Schöllner*. Es gibt ja nicht nur das ästhetisch ambitionierte Premierenpublikum, das aus halb Thüringen anreist. Es kommen auch Abo-Rentnerbusse aus Lehesten und Ilmenau, deren Insassen ihr Theater lieben. Menschings populärster Knüller ist *MMM*, die ostformartige Adaption von *Was bin ich?*, Robert Lembkes heiterem Beruferaten. Da rennt das Volk die Bude ein, beglückt von Gojko Mitic, Gregor Gysi und Peter Duce, dem Pelé des Ostfußballs. Menschings Vater war Chemiker, die Mutter Sekretärin. Der Intendant spricht den wunderbaren Satz: Ich kann mit normalen Menschen gut leben.

Was geht hier nicht? Provokation um der Provokation willen, sagt Mensching, Selbstbefriedigungseitelkeit. Das lehne ich auch ab. Ich komme aus einer aufgeklärten, sozial gestimmten Ästhetik.

Aber Berlins Avantgarde-Atmosphäre ... Was erlebt man denn in Berliner Theatern? ruft Mensching. Toleranz und Bildung? Nein, Autismus und Selbstdarstellung, Anpassungsdrang, Trendhechelei. Ein Mixtum aus Volksbühnentrash und Schaubühnengozentrik, aber keine Berührung, kein Flimmern im Publikum. Das beklatscht alles und feiert sich selbst.

Die Provinz will konsistente Erzählungen der Welt.

Ja, sagt Mensching, und Provokationen will man nachvollziehen können. Öffentlich finanziertes Theater hat einen öffentlichen, volksbildenden, konsensstiftenden, dialogfördernden Auftrag zu erfüllen – mit ästhetischen Mitteln, die natürlich nicht zielgenau definiert sind.

Aber bezahlbar. Theatertickets kosten in Rudolstadt 15 Euro, Premieren 18, Sinfoniekonzerte 16. Der Gesamtetat beträgt jährlich 7,5 Millionen Euro; ein gutes Zehntel erwirtschaftet man selbst. 160 Menschen gibt das Theater Lohn und Brot, nicht gerechnet die zuleifernden Gewerke der Region. Mensching spricht mit Feuer von Sozialität, vom Theaterprojekt für Senioren, von Jugendangeboten, von Vorstellungen für Hartz-IV- und Spätaussiedlerkinder ...

Wir kommen herum im Städtchen. Wir besuchen das museal erfrischte Schillerhaus, einst Wohnstatt der Schwestern Charlotte & Caroline, wo 1788 Schiller und Goethe einander erstmals trafen, und missfielen. Dort begegnen wir Verena Blankenburg, die 1979, gleich nach dem Studium, ans Rudolstädter Theater kam. Sie blieb und spielte dennoch in vielen Ensembles, da alles wechselte in 32 Jahren. So erfüllte sich ihr doppelter Lebensstraum: Schauspielerin, aber sesshaft mit Familie. Ganz anders träumt der junge Berliner Marcus Ostberg, den Mensching vor drei Jahren aus Neustrelitz holte. Depressiv habe er Mecklenburg gefunden. Kiesharken und Autoputen, sagt Ostberg und lobt Thüringens schnelle, vielstimmige Kultur. Dennoch wolle er fort, an ein größeres Haus, irgendwann Richard III. spielen. Ostberg zitiert eine Kollegin: In der Stadt meines nächsten Engagements soll es ein H&M geben.

Wir sehen Ostberg wieder – nicht als Shakespeare-König, sondern als Valerio, den Begleiter des Bühnenprinzen Leonce. Regisseur Matthias Reichwald und Dramaturg Michael Kliefert haben Georg Büchners *Lenz* mit *Leonce* und *Lena* fusioniert. Am Abend ist Premiere. Vorher treffen wir noch Rudolstadts treueste Theaterfreundin. Gisela Lührs lebt Kultur. Sie liest und lauscht, sie kennt alles, sie besucht jedes Stück. Und muss doch zirkeln mit dem knappen Rentengeld. Und ihren Gatten ästhetisch entzünden, in dem das Feuer der Künste nur mäßig brennt. Es ist eine Freude, diesem Enthusiasmus zu lauschen und zu spüren, dass auch im Plattenbaugbiet Rudolstadt-Schwarza weltbürgerliche Gefühle wohnen. Frau Lührs fiebert auf den neuen Bühnen, hat aber kein Premieren-Abonnement. Das würde jährlich 150 Euro kosten. Für ihr Normal-Abo zahlt sie 90. Das Ersparte fließt in weitere Kultur.

Der Abend kommt. Das Theater füllt sich mit Licht und dezent geputztem Volk. Allgemeines Grüßen, nachbarliches Palaver. Niemand gockelt, nichts wirkt affektiert. Den Rudolstädtern sei ihr Theater hochwichtig, aber ohne Weimars kulturbürgerliches Gespreiz, sagt Friederike Lüdde, der mädchenhafte Presse-Engel des Theaters. Die Weimarerin muss es wissen. Es klingelt. *Lenz, Leonce & Lena* erweist sich als schrägsperrige Parabel auf Lebenssucht und den Nihilismus der Geschichte. Marcus Ostberg, im Gespräch fast schüchtern, entäuert sich enorm. Das verblüffende Bühnenbild besteht im Wesentlichen aus Hunderten weißer Stoffhäuschen. Vermutlich hat Mensching zur Kostendämpfung sämtliche Thüringer Plüschstier-Grabsch-Automaten ausgebaut.

Der Applaus ist dankbar. Im Schminckkasten, der Kammerbühne, wird die Premiere gefeiert. Der Saale-Unstrut-Riesling fließt, zum sehr bekömmlichen Preis. Steffen Mensching proster, sinn und kritisiert. Marcus Ostberg ist in sich selbst zurückgekehrt. Jim Morrison singt *Riders on the Storm*. Friederike Lüdde erzählt von Hildesheim, wo sie studierte, vom Kunstfest Weimar und Nike Wagner, von Marseille ...

Dann laufen wir heim, zum Adler. Sie eskortiert uns mit ihrem Fahrrad. Junge Frau, wie lange willst du eigentlich hier leben?

Ich weiß nicht, sagt Friederike. Solange Mensching Intendant ist.

Du könntest doch hier bleiben, bei jährlich zunehmender Kompetenz, und eine gefürchtete Theatermatrone werden.

Nee, in Rudolstadt möchte ich nicht alt werden.

Und wo möchtest du alt werden? Im Moment nirgends!, lacht sie und radelt in die Nacht. Von einer Hauswand äugt Schiller, al fresco gemalt. Darunter spricht er, via Demetrius: »Wirf das Vergangene von dir, laß es fahren; ergreif das Gegenwärtige von ganzem Herzen.«